

Der Terror im Sudan geht weiter

Von Ulrike Koltermann

Boro Medina. Hawa Idriss sitzt im Schatten eines Mangobaumes und hält eines ihrer 16 Enkelkinder auf dem Schoß, das an einer unreifen Mango knabbert. Die 50 Jahre alte Flüchtlingsfrau aus der sudanesischen Krisenregion Darfur ist vor wenigen Tagen in Boro Medina im Südsudan eingetroffen. „Ich habe auf dem Hirsefeld gearbeitet, als vier Dschandschawid-Reiter auf Kamelen kamen“, erzählt Hawa. „Sie haben gerufen: „Wenn ihr noch länger in der Gegend bleibt, werden wir euch alle töten.“ Dann hätten die uniformierten Männer ihre Söhne verprügelt, die mit ihr auf dem Feld waren.

Es war Anfang Dezember, als Hawas Familie die Drohungen der Dschandschawid ernst nahm und das Dorf Elabo im Süden Darfurs verließ. In den Monaten zuvor hatten die Reitermilizen im Süden Darfurs Angst und Schrecken verbreitet. Im August griffen sie etwa 70 Dörfer in der Nähe des Ortes Buram an, setzten Hütten in Brand und töteten nach Augenzeugenberichten Hunderte von Menschen.

Die internationale Gemeinschaft wirft der sudanesischen Regierung vor, die Dschandschawid zu finanzieren und zu bewaffnen. Zuletzt beschuldigte der Ankläger des Internationalen Strafgerichtshofs in Den Haag ein Regierungsmitglied, für Verbrechen gegen die Zivilbevölkerung in Darfur verantwortlich zu sein.

Bei den Reitermilizen handelt es sich um Kämpfer, die zum größten Teil aus Beduinen- beziehungsweise nomadischen Stämmen stammen. Sie stehen der sudanesischen Regierung nahe. Hintergrund des Konflikts sind die knappen natürlichen Ressourcen wie Wasser oder Weideland, um welche die sesshafte schwarzafrikanische Bevölkerung und die arabischen Nomaden konkurrieren.

Die sudanesische Regierung bestreitet Berichte, dass sie den Dschandschawid-Milizen hilft. Sie betont, lediglich gegen die Darfur-Rebellen vorzugehen, die im Februar 2003 der Regierung den Kampf erklärt haben. Niemand weiß, wie viele Menschen in dem Konflikt getötet wurden. Schon vor zwei Jahren schätzten Hilfsorganisationen die Zahl der Toten auf 300 000, seitdem gibt es keine aktuellen Zahlen. Mehr als zwei Millionen Menschen wurden aus ihren Dörfern vertrieben und fanden in Lagern in Darfur, im Südsudan oder im benachbarten Tschad Zuflucht.

Der 30 Jahre alte Jamal Zakaria floh während der Angriffe in die umliegenden Wälder. „Von dort bin ich immer wieder auf meine Felder gegangen.“ Eines Tages kamen die Dschandschawid. „Ihr Schwarzen macht nichts als Probleme. „Dies wird der letzte Tag deines Lebens sein“, habe einer ihm zugerufen. „„Wir werden alle von euch von hier verjagen“,“ erzählt Jamal. „Ich habe Glück gehabt, dass ich ihnen entkommen bin.“

Die Flucht durch Steppe und Wälder dauerte etwa acht Wochen. Viele Flüchtlinge konnten nur mitnehmen, was sie am Leib trugen. Einige waren bei den Angriffen verletzt worden. Sie ernährten sich von Wurzeln, Früchten und wildem Honig.

Mehrere Frauen brachten unterwegs ihre Kinder zur Welt. Die ersten Gruppen trafen im vergangenen Oktober in Boro Medina ein. Inzwischen sind es mehr als 1000 Menschen, weitere Gruppen sind noch immer auf dem Weg.

„Die Bevölkerung hier hat uns freundlich aufgenommen“, berichtet Arkorrah Mohammed, der zu den Erstankömmlingen gehörte. „Sie haben selber fast nichts zu essen, aber sie haben für uns Lebensmittel gesammelt und uns Werkzeuge geliehen, damit wir ein Lager einrichten konnten“, sagt Mohammed. Die Flüchtlinge haben sich Hütten aus Ästen und Strohmatten gebaut. Nach und nach erreichen Hilfslieferungen das Lager in der schwer zugänglichen Region.

Zuletzt traf ein Lastwagen der Organisation Hoffnungszeichen ein, der von Nairobi aus drei Wochen unterwegs war. Die Flüchtlinge erhielten Bohnen, Mais, Speiseöl, Decken und Kochtöpfe. Niemand kann sich vorstellen, wieder in die Heimat zurückzukehren, so lange es die Dschandschawid noch gibt. „Ich möchte sicher nicht nach Darfur zurück, nach dem, was ich dort erlebt habe“, sagt Mohammed, der bei einem Angriff durch einen Schuss in den Oberschenkel verletzt wurde.